Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 7 | 24. Januar 1934 | 8. Jahrgang

Was ist geplant auf Schloß SALURN?

Roman von Lilian v. Kusenberg

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa

(4. Fortsetzung)

„Liebste Mitzi, verzeih', aber der Onkel kratzt mir ja die Augen aus, wenn ich jetzt nicht zu ihm gehe! Auf Wiederschauen bis nachher!"

„Ich bringe Sie hinüber, Gnädigste!"

Das war Randall.

„Aber so wart' doch, wir kommen ja mit, Nell!"

Ein Schwarm von Nells Freunden drängte um sie her. Drüben an der anderen Ecke des Saales stand eine Gruppe von Herren.

... jetzt also, jetzt werde ich ihn sehen, den Mann, der ein Spion sein soll ... dachte Nell, und eine plötzliche Erregung ergriff sie. Rings um sie war Lachen, erschallten die unbekümmerten Stimmen der anderen. Im Nebensaal begann wieder die Musik.

Da war der Onkel. Hoch, schlank, ordenübersät, ein wenig blaß. Und neben ihm, einen Kopf größer als er, ein Mann in Zivil.

Die Stimme des Obersten erklingt:

„Nell, kann ich dir den Grafen Saturn vorstellen, unseren Gastgeber: Graf Saturn — meine Nichte, Fräulein von Varena!"

Nell sieht auf, sieht in ein paar blaue Augen von durchdringender Schärfe, die zugleich etwas dunkel Suchendes haben — blonde Haare, die von einer hohen Stirn zurückfallen, einen schmalen, energischen Mund —. Und ihr Herzschlag stockt. Sie steht, ohne sich zu rühren, nach sekundenlangem Schwanken hebt sie automatisch die Hand, spürt einen flüchtigen Handkuß.

Jetzt sind es mindestens zwanzig Stimmen auf einmal, die um sie herumschwirren und auf sie einreden, aber Nell versteht keine Silbe. Sie hat die Hände um ihren Fächer gepreßt, und ein mühsames Lächeln liegt auf ihrem Gesicht ...

Graf Saturn: — es ist der Mann von den Johannisfeuern — und er soll ein Spion sein — —

„Darf ich bitten, Gnädigste?"

Es ist Randalls Stimme, die neben ihr ertönt. Fast stehend legt Nell ihren Arm in den seinen.

Sie stehen in dem Nebenraum, Randall hat zwei Gläser Sekt vom Büfett geholt. Es scheint, daß er etwas sagen will, aber da kommt auch schon Peter heran, neben ihm ist Mitzi Linde. Sie bleiben bei Nell stehen.

„Wunderhübsch ist es hier", Mitzi wirft einen begeisterten Blick um sich, „wenn ich ein so schönes Schloß hätte, ginge ich bestimmt nicht das ganze Jahr auf Reisen. Wissen Sie das auch, Herr Oberleutnant, man sagt, die Saturns seien italienischer Abstammung? Aber ich finde, der Graf sieht eher deutsch aus."

„Nell, ich muß dir gleich was Fabelhaftes erzählen, was mir begegnet ist. Wir tanzen jetzt zusammen, ja?" Peter hatte ein aufgeregtes Gesicht und strahlende Augen.

„Da fängt die Musik wieder an", Randall wendet sich an Mitzi, „darf ich bitten, gnädiges Fräulein?", und die beiden verschwinden in dem Nebensaal. Peter wendet sich an Nell:

„Nell, ich hab' so etwas Eigenartiges erlebt — eigentlich was Wunderschönes — und doch wieder — ich weiß nicht —"

„Aber so erzähl' doch, Peterlein!"

Peter beugt sich zu Nell, da ertönt eine Stimme neben ihnen:

„Fräulein von Varena, darf ich bitten?"

Nell zuckt zusammen. Sie sieht nicht auf, sie weiß, wer da steht. Sie nickt nur und stellt ihr Glas hin. Die paar Schritte zu dem Seitenraum geht sie wie in einem Schwanken. Graf Saturn geht einen Schritt hinter ihr, aber vor dem Durchgang bleibt er stehen.

„Ist es Ihnen recht — dann gehen wir auf die Terrasse heraus? Ich möchte Ihnen den Blick auf die Berge zeigen!" fügte er rasch hinzu.

Nell muß lächeln in all der Bedrängnis. „Ja, sehr gern", murmelt sie.

Und dann stehen sie auf der breiten Terrasse mit der Säulenbrüstung. Unter ihnen liegt das schlafende Tal in einem milchig weißen Schimmer, und rings um sie, im fahlen Dämmer der Sommernacht, die Schneeberge. Es ist ganz still hier, kein Wind geht, und der Lärm der anderen liegt weit fort von ihnen.

„Ganz ähnlich wie gestern abend! Ist das nicht wie ein Wunder?" klingt die Stimme des Grafen durch das Schweigen.

„Es ist so sonderbar — es ist alles — wie ein Traum —", stammelt Nell.

„Aber es ist wahr, es ist Wirklichkeit! Wissen Sie, das hier ist, als ob ich ein Geschenk bekommen hätte! So ein

---

und wie er merkt, daß ich ihn ansehe, ballt er die Hände und fragt — stoßhart: „Den Spruch da, kann ich ihn abschreiben?"

Die Augen hebt er nicht. Ich schaue nach, was da liegt. Es ist das Goethe-Gedicht: Feiger Gedanken bängliches Schwanken.

Mir läuft eine Blutwelle zum Herzen. „Den Spruch wollen Sie. Den von Goethe?"

„Köthen kenn' ich nicht. Den Spruch möcht' ich. Darf ich'n abschreiben?"

„Ich will es für Sie tun. Sie können leicht darauf warten."

„Nee. Den Spruch muß ich mir selbst schreiben. Dank' auch."

Er zieht sein dickes vielgebrauchtes Notizbuch aus der Tasche und nimmt seinen Stift in die schwielige Hand. Ich rücke ihm einen Stuhl zurecht, und die Arbeit beginnt. O, daß Ihr es gesehen hättet! Daß Ihr doch ganz erfühltet, was hier geschah!

Die schwere Hand, die vom Pfluge kam, malte schwer und langsam Buchstaben für Buchstaben. Die Stirn, die sich über die Arbeit beugte, rötete sich, doch nicht von der Anstrengung. Die wortkargen Lippen, die nur Bauernsprache und Bauernnot kannten, sprachen die Worte vor, die ein Goethe einer Menschheit gab. Und kannten doch den Namen des Dichters nicht, hatten ihn ungewandt nachgesprochen. Aber die Gedanken des Mannes vom Pfluge begriffen die Goethegedanken. Stahl antwortete dem Stahl. Und mir wurde es nun, als hörte ich die Verse zum ersten Mal.

„Feiger Gedanken bängliches Schwanken,
weibisches Zagen, ängstliches Klagen
wendet kein Elend, macht dich nicht frei."

Er legte den Stift hin, holte tief Luft und ballte die Hand. „Macht dich nicht frei —", er schrie es fast. Dick liefen die Adern seiner Schläfen an. Weiter schrieb er.

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten —"

Seine Faust fuhr nieder auf den Tisch, daß es dröhnte. Er hatte vergessen, daß er nicht allein war. Seine Zähne bissen aufeinander. Fester noch klammerte er den Stift.

„Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
rufet die Arme der Götter herbei."

Geschrieben war's zu Ende, und viele Blätter seines Buches hatte er gebraucht. Sein Werkzeug war nur ein Bleistift, aber die Worte standen graviert. Ich wußte es. Er blickte mich an. „Der war'n deutscher Mann", sagte er kurz.

„Das bist du auch", dachte ich.

Aufrecht, harten Schrittes ging er hinaus.

Und als er gegangen, spürte ich immer das Leuchten noch. Ich dachte an Radio, Luftschiffe und alle Zukunftsmotoren, die noch möglich sein werden, an künstliche Sonnen und künstliche Menschen. Glaubt man wohl, daß alle diese Wunder zusammen genommen je vermögen, was ein solches Dichterwort vermag? Ein Dichterwort kann die Kraft der Sterne haben, deren Licht ja noch leuchtet, wenn sie selbst schon vor Jahrmillionen vergingen. Die Kraft der Sonne kann ein Dichterwort haben. Kann es nicht eine Blume erblühen, einen Baum sich entfalten lassen? Als wäre es dem Strahle Gottes gleich?

Denn das war es doch, als der Hinrich Klasen in sein Buch gravierte. Den kranken Baum hatte ich erzittern sehen. Doch als das Leuchten ihn getroffen, die Sendung des Sternes, hob seine Krone sich machtvoll und wettergewandt. Bis tief in die Wurzel war der Strahl gedrungen, er hatte Gesundheit gebracht.

Da dachte ich an Deutschland. Und an das Leuchten der hohen Worte ohne Zahl, die alle so von Sternen stammen wie dies Wort und über uns glühen, und glänzen, auch wenn's viele gar nicht sehen.

Wie muß, wie muß der deutsche Wald einst ragen — — —

„Des Reiches alte Rüstkammer."

Das entwaffnete Suhl.

Von Karl Lütge.

Bei Suhl in Thüringen springt jäh ein Berglandschaftsbild von geschlossener Wucht vor die Blicke der Eisenbahnreisenden der Strecke Berlin-Stuttgart. Die preußische Stadt inmitten Thüringens klimmt mit schmalen Straßenzeilen den waldigen Gebirgskessel hinan und verschmilzt mit den zwischen enggeschachtelte Wohnbezirke, Berge und Wald gesetzten vielen weiträumigen Fabriken zu einem geschlossenen, einprägsamen Stadtbild.

Die Fabriken dieser Stadt, die den Blick auf sich lenken, erinnern an die Wehrlosigkeit des Reiches. Viele der Werke sind verhältnismäßig neu. Der Arbeitslärm indessen ist in ihnen längst verstummt. Sie halten Rast nach strengen Arbeitsjahren. Siegeswahnsinnige Völker verboten einem Volk, das mit ungeschützten Grenzen zwischen zwölf Nachbarn eingezwängt sitzt, seinen Wehrwillen zur Tat werden zu lassen, wie in Jahrhunderten. So muß Suhl feiern.

Des Reiches alte Rüstkammer finden wir als tote Stadt. Wer seit Kriegsende Suhl im Auto auf schmalen Seiten- und Einbahnstraßen durchfahren hat, der lernte diese Stadt so wenig kennen wie der in schnellem Zug da oben am Berghang Vorüberfahrende. Und wer zur flüchtigen Rast einkehrt, neigt leicht dazu, die Stadt als rege, lebendige Mittelstadt anzusprechen.

Da steht am Markt zum Beispiel ein hochmodernes Kaufhaus, es wirkt wie eine Ohrfeige für diese naturverbundene Thüringerstadt, da sind Kinos, Bräustuben, eine kitschige Bar, lebhaftes Auf- und Abwogen in der Hauptstraße, da kommen Fremde und besuchen den Ort und seine Umgebung, klimmen den Domberg hinauf zum Ottilienstein, wo einst eine Kapelle der heiligen Ottilie stand, lugen vom Bismarckturm weithin über die lebendigen grünen Bergwaldwogen des Thüringer Waldes oder bewundern die noch einprägsamere Aussicht vom Hohenloh, der Haardt, der Steinsburg und von der Hofleite. Manche benutzen sogar die Solquelle von Suhl. Denn Suhl ist Solbad, ohne daß indessen allzu große Anstrengungen — offenbar wegen mangels der dazu nötigen Mittel — bei der Werbung mit der Chlorkalziumsole der Ottilienquelle erkennbar sind.

Der Marktbrunnen von Suhl zeigt die Stellung der Stadt an. Da steht der Waffenschmied. Suhl ist die alte Waffenschmiede Europas!

Nord und Süd bezogen ihre Waffen aus Suhl. Im Jahre 1400, als Suhl noch ein dörfliches unter den Vorburgfelsen des Ottilienssteins verzettelt liegendes Gemeinwesen war, lieferte man für die süddeutsche Ritterschaft Waffen jeglicher Art, Rüstungen, Panzer, Schwerter. Eine Innung der Wehrmacher gründete sich wenig nach der Stadterhebung von Suhl, im Jahre 1563, und gliederte sich in Schlosser, Sporer, Windenmacher und Büchsenschmiede.

Die Büchsenschmiede von Suhl trugen zu seiner Blütezeit bei wie kein anderes Handwerk. Von 1550 bis 1634 lieferte die Stadt als einziger Waffenherstellungsplatz Deutschlands für das ganze Reichsgebiet und weit darüber hinaus bis in ferne Länder Waffen, vorab Handfeuerwaffen. Der Dreißigjährige Krieg senkte seine Brandfackel häufig über die Gegend und zerstörte schließlich Stadt und Industrie. Erst zum Siebenjährigen Krieg war Suhl dann wieder der große Waffenplatz, die Rüstkammer, dann im Siebzigerkrieg; erst recht freilich im Weltkrieg, blühte die Gewehrfabrikation. Aber die Suhler Gewehre, die im Siebenjährigen Krieg und auch noch im Siebzigerkrieg fast ausschließlich das Wort führten, stellten bei den Riesenanforderungen des Weltkrieges nur noch einen Teil der Millionenmengen Waffen dar. So ist die deutsche Waffenherstellung heute zersplittert, und der geringe Bedarf allein an Gewehren verteilt sich auf Suhl, Sömmerda (Fabrik des Erfinders des Zündnadelgewehrs) und verschiedene andere Plätze.

Der Wehrwille des Reiches, soweit er seinen Ausdruck in der Uebung der männlichen Bevölkerung mit regelrechten Waffen findet, ist immer noch gelähmt. Suhl liegt still. Fabriken, die tausende von Arbeitern beschäftigen, stellen jetzt mit oft kaum hundert Mann allerlei Gerät, Fahrräder und Schreibmaschinen her, und nur die Kleinbetriebe, die zum Teil von ehemaligen Werkmeistern der großen Fabriken gegründet wurden, fristen ihr Dasein mit Aufträgen auf Jagdbüchsen und Luxusgewehre. Die ehemalige Beschußanstalt für den preußischen Staat wurde zu einer Polizei-Uebungsschule; schmucke Wohnhäuser der Polizeischüler reihen sich abseits vom Stadtkern südlich der nach Schleusingen führenden Straße auf. Eine Fachschule für Gewehrfabrikation sorgt für die unverminderte Fertigkeit der Waffenhersteller.

Suhl liegt still. Die Stadt ist Ausdruck der Wehrlosigkeit des Reiches. Wanderlustige Leute durchstreifen heute die behäbige Waldstadt. Züge fahren eilig nach kurzem Halt vorbei.

Suhl: ein Name, ein Ort, und — ein Begriff: Gefesseltes Deutschland. Hakenkreuzfahnen wehen in den Straßen. Sie künden: Der erste Schritt zur Befreiung von unwürdigen Fesseln ward getan.

Gefühl, als ob sich alles weitet, da drinnen. Alles andere ist gleichgültig — nur dies ist wichtig!"

„Ja!" Nell kann in diesem Augenblick nichts anderes als dies eine Wort der Wahrheit sagen. Es ist nicht möglich, das übermächtige Glücksgefühl zu verbergen, das über sie hinstürzt und sie einhüllt. Sie stehen voreinander, sie sehen nichts sonst, es sind Sekunden — atemlos vor Glück.

„Und — Sie hatten keine Ahnung, wer ich war, gestern abend?" fragt sie, nach einer Pause.

„Keine Ahnung!" Er rührt sich nicht, seine Augen lassen die ihren nicht los.

„Aber — Sie wollten mich doch gar nicht wiedersehen!" In ihren Augen spielt das Lachen, und nun lächelt auch er.

„Ich werde Sie jetzt oft sehen, ja?" fragt er und beugt sich ein wenig herunter.

Im selben Augenblick hört Nell einen Laut.

Es ist nur die Ahnung eines Geräusches, es muß von der Tür her kommen, die zur Terrasse führt. Nell wendet den Kopf — für den Bruchteil eines Augenblickes gewahrt sie den Schatten einer großen, schmalen Gestalt, die sich an der Glastür vorbeischiebt.

Randall ...

Nell umklammert mit beiden Händen die Brüstung hinter sich, es ist, als ob etwas in ihr zusammenbräche. Wie konnte sie vergessen ...

Wie war das möglich, daß alles ausgelöscht war — seitdem sie ihn, den Fremden, wiedergesehen hat? Das Dokument — fliegt es ihr durch den Kopf. Ist es möglich —? Er soll es genommen haben? Über die Grenze gebracht haben? Nein, nein, er kann kein Spion sein. Warum hat er aber dann gestern abend gesagt: Ich kann Sie nicht wiedersehen ...? Warum diese Heimlichkeit?

„Sie haben mir nicht geantwortet, Fräulein von Barena", seine Stimme ist ganz nahe. „ich werde Sie wiedersehen, ich bitte Sie darum!"

„Ja", stammelt Nell, „ja!"

Was soll ich jetzt tun, zuckt es ihr durch den Kopf. Ihm sagen, daß ich gleich wiederkomme? Das Zeichen an Randall ...! Unwillkürlich greift sie nach dem weißseidenen Tuch, das, durch den goldenen Armreifen gezogen, an ihrem Handgelenk hängt.

Das Taschentuch hinlegen, auf den Stuhl in der Halle — und zurück — — o der Graf würde warten, ja, und Randall würde genügend Zeit haben, in der Bibliothek ...

Nein, ich kann es nicht . .! Oder ...?

Nell richtet sich auf, sie läßt die Brüstung los:

„Wollen Sie einen Augenblick hier warten, Graf? Ich komme gleich wieder ..."

•

Peter schlenderte durch die Säle, ohne sonderliches Interesse an irgend etwas zu nehmen. In dem großen Spiegelsaal wurde getanzt, unter Lorbeerbäumen halb verborgen saß die Zigeunerkapelle und spielte. Peter warf einen Blick auf das Gewühl und wandte sich wieder um. Er hatte heute abend nicht die geringste Lust zum Tanzen. Höchstens, wenn Nell dagewesen wäre, und auch das eigentlich nur, um mit ihr über das merkwürdige Erlebnis von heute morgen zu sprechen ...

Der Vormittag stieg vor seinen Augen auf. Sie hatten nach der Übung im Walde gelagert, er, und der Franzl Marischka, und noch ein paar Kameraden. Ein bißchen abseits von den Leuten hatten sie gesessen, Zigaretten geraucht und halb schläfrig geschwatzt ... Der Morgen war heiß gewesen, die Übung hatte um fünf angefangen, und sie konnten nur eine halbe Stunde Rast halten.

Da hatte es neben ihnen im Gebüsch geknackt, und wie der Peter sich umgedreht, stand da ein Bauernmädel in einer kurzen Entfernung vor ihnen, einen Korb mit Pilzen am Arm, große, fragende Augen im Gesicht. Keine Welsche — Peter hätte drauf schwören mögen. Blond war sie, und die Augen, die in die seinen schauten, waren die blauesten der Welt.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, Kleine —", hatte der Peter gesagt, und war mit einem Ruck auf die Beine gekommen — hellwach. „Wir tun dir nix —", fügte er hinzu, beinahe gönnerhaft, und starrte sie dann erstaunt an, weil sie in ein helles, unbefangenes Lachen ausbrach.

„Fürchten — woher denn gar?" Sie sprach schönstes Tirolerisch. „Etwa vor Ihnen?"

„Na — nein ..." Sehr klug hatte der Peter nicht ausgeschaut in diesem Augenblick.

„Oder vor den anderen da?" Sie warf einen Blick auf den Franzl, der sofort aufstand und herankam. Wenn der Franzl anfing, einem Mädel schöne Augen zu machen, zogen die übrigen anwesenden Männer fast immer den Kürzeren. Aber diesmal hatte der Peter nicht vor, sich ausschalten zu lassen. Er griff mit einem Ruck in die Tasche seines Waffenrockes und brachte eine kleine Flasche zutage — echten, französischen Kognak —, die Nell hatte ihm diese neulich zugesteckt.

„Da, Kleine, magst du trinken? Kognak!"

„Bei der Hitz' — nein, dank' schön!"

„Wirklich nicht?" Ehrlicher Kummer lag in Peters Stimme. Und wich sofort, als sie ihm die Hand hinstreckte:

„Nein, wirklich. Aber arg lieb war's gemeint von Ihnen — das seh' ich schon."

„Ja?" Der Peter strahlte. Und sie nickte, und die blauen Augen lachten ihn an, nur ihn. Keines von beiden wußte, wie lange sie so voreinander gestanden hatten — — es war jedenfalls niemand mehr da, der sie gestört hätte. Dann kam ihre Stimme:

„Aber — ich muß schauen jetzt, daß ich weiterkomme."

„Schon?" Peter fuhr zusammen.

„Ich muß heim halt. B'hüt Gott."

Und sie hatte ihm zugenickt und war durch das Gebüsch verschwunden, wie sie gekommen war. Peter starrte auf die Stelle, wo sie gestanden hatte, dann wandte er sich langsam den Kameraden zu:

„Du, Franzl — ich meint halt, ich hab' geträumt —", murmelte Peter.

„Einen Sonnenstich wirst haben", knurrte der Franzl, sichtbar verärgert, und drückte seine Zigarette aus. „Mach' dich fertig, es ist Zeit."

... Also, das war heut' früh gewesen, eine Ewigkeit her, und doch nahe zum Greifen ...

Ob das kleine blonde Mädel wohl tanzen konnte? Herrgott, so einen Walzer, und sie dann im Arm zu halten ...

Verrückt, dachte Peter, ich bin total verrückt! Ein Bauernmädel! Aber — mit den blauesten Augen der Welt! Und wie sie gelacht hatte ... Süßes Ding!

Aber so war nun die Welt! Da stand man in einem Ballsaal, hatte ein Dutzend netter junger Damen um sich, mit denen man tanzen konnte — und nach einem kleinen Mädel, von der man keine Ahnung hatte, wer sie war, nach der sehnte man sich.

„Na, Berka, tanzen Sie denn nicht?"

Peter fuhr herum. Ausgerechnet Randall! Er schüttelte gottergeben den Kopf.

„Ich fürchte, ich habe mir heute früh den Fuß etwas übertreten, da wird es mit dem Tanzen nicht viel werden, Herr Oberleutnant."

„So! Schade für Sie — mit ihrer Kusine tanzen Sie doch sonst so gern."

„Mit Nell? Na ja, ich würde schon gern — aber ich habe keine Ahnung, wo sie steckt!"

„Haben Sie sie denn gar nicht mehr gesehen?"

„Nein." Peter machte erstaunte Augen. Vertraulichkeiten seinen jüngeren Offizieren gegenüber waren sonst nicht Randalls Art. „Ich habe nur gesehen, daß der Hausherr sie vorhin zum Tanzen aufgefordert hat. Seitdem ist sie nicht mehr zum Vorschein gekommen."

„So ... Also, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, lieber Berka, dann bummeln wir einmal ein bißchen durch die Räume, ja? Vielleicht in die Halle hinaus? Hier ist sowieso eine fürchterliche Hitze!"

(Fortsetzung folgt)

Ein Einsamer

Skizze von H. Müller

Eine kalte Winternacht des Jahres 1869. Im Eichenkrug saßen hessische Bauern dicht am Ofen, an weiß gescheuerten Holztischen, paffien aus ihren langen Pfeifen dicke Wolken in die niedrige Gaststube hinein und diskutierten erregt. Ihrem Aerger über die Einverleibung Hessens in Preußen machten sie wieder einmal in heftigen Kraftausdrücken Luft. Die Wirtin ging mit den Bierkrügen hin und wieder. Der Haarknoten vorn auf dem Kopf, das bunt gehäkelte Tuch über dem Mieder, die blitzend saubere weiße Schürze darunter und der rote Wollrock mit dem schwarzen Samtband am Saum kleideten sie gut. Schaumburg-Lippe, dessen Grenze von dem Gasthaus in einer Viertelstunde zu erreichen war, hatte über das kleine Land hinaus auch noch hier der Mode geboten.

Einen Augenblick stand die Frau ausruhend am Fenster. Blauweiß schimmerte die weiße Schneedecke im hellen Mondlicht, klar blitzte das feuchte Silber der Weser zwischen den schneebedeckten Wiesen, und die dunklen Kopfweiden säumten wie eine dichte Reihe warnender Gespenster die Ufer des Flusses. Berge wie dunkel dräuende Ungeheuer ragten in der Ferne zu den funkelnden Sternen empor, und der Wind heulte um das einsam stehende Gasthaus — lang gezogene klagende Töne. Die Wirtin fröstelte, es war unheimlich da draußen. Gerade wollte sie sich von dem Fenster entfernen, da hörte sie draußen ein erregtes Flüstern. „Ich geh' da nicht rein, es sind nur Mußpreußen drin." — „Ein echter Preuße und Westfale fürchtet sich nicht vor einem Dutzend Hessen!" Kurz danach wurde die Tür aufgerissen, und zwei hoch gewachsene, blonde Jungen traten ein.

„Sieh einmal einer an, die Preußen kommen!" — „Und was für welche!" — „Habe die Ehre!" verbeugte sich ein dunkler kleiner Hesse höhnisch vor den beiden. Irgendwo hänselte ein anderer: „Alle Hessen, Achtung, das ist der große Friedrich, der Dorfkluge. Witzt Ihr, der sollte einmal Pastor oder Lehrer werden. Der Kantor von O. hat sich die Beine schier abgelaufen — sein Vater war nur zu geizig, das Geld dafür herzugeben." Friedrich, der größere von den beiden, ballte die Hand zur Faust, und seine stahlblauen Augen wurden fast schwarz. Der andere stieß ihn mit dem Ellenbogen in die Seite: „Mach keinen Unsinn, wir trinken unseren Humpen, und dann raus! — Zwei Humpen Bier, Mohmen Mutter!"

Sie setzten sich an einen leeren Tisch. Wieder begann einer zu hänseln. „Maul halten!" rief Friedrich rauh. — „Ja, Maul halten, das ist so das Leib- und Magenpflaster von Euch Preußen. Mußten wir bei Bismarck auch tun, und dann waren wir eben keine Hessen mehr, sondern Preußen. Aber wir wollen mit Euch nichts zu tun haben, Ihr eingebildeten Saupreußen. Und Euer Bismarck, der kann —", doch da wurde der kleine Hesse von der mächtigen Stimme Friedrichs unterbrochen. „Uns könnt Ihr ja meinetwegen beleidigen, aber wenn Ihr unseren Bismarck angreifen wollt, werden wir ungemütlich. Ihr könnt überhaupt froh sein, daß Ihr zu uns habt kommen dürfen. Eigentlich sollte es das überhaupt nicht geben, Preußen, Hessen, Bayern, Württemberger, wir sind eben alle Deutsche!" Ein schallendes Gelächter unterbrach ihn. Aber Friedrich ließ sich nicht beirren. „Bismarck und die Preußen sollen leben!" schrie er und erhob sich.

Da stand der kleine hessische Mußpreuße schon neben ihm. Seine Augen glühten vor verhaltenem Zorn. „Wenn Du uns so herausfordern willst, dann zahl' ich es Dir aber noch ganz anders heim." Wer in diesem Augenblick zuerst zugepackt hatte, wußte später niemand mehr zu sagen, genug — die beiden lagen plötzlich ringend am Boden. „Raus, raus", kreischte die Wirtin auf, „in meinem Hause wird sich nicht geschlagen!" Und dann wälzte sich ein Menschenknäuel über die Diele in die eiskalte, unheimliche Nacht hinaus.

Eine Weile später stand Friedrich wieder in der Wirtsstube — leichenblaß, den Kopf gegen die Wand gelehnt. Er starrte ins Leere. Blut tropfte langsam von den fahlen Wangen auf die saubere blaue Joppe. „Ich hab' ihn erschlagen", murmelten seine Lippen unausgesetzt. — —

Zehn Jahre später kam ein Mann aus dem Zuchthaus, ein noch junger und doch alter, innerlich gebrochener Mann. Sein Vater war gestorben. Friedrich trat das Erbe an. Jeder, der sich um ihn kümmern wollte, wurde rauh abgewiesen. Er wirtschaftete allein, kochte selbst, beackerte seine Felder, molk die Kühe. Den Acker bestellte er pflichtgetreu, so wie es ihn der Vater gelehrt hatte. Stube, Kammer und Küche verschmutzten allmählich, niemand wagte, ihn darauf aufmerksam zu machen. Seine Kleider zerlumpten allmählich, er kaufte sich keine neuen — und so wurde er ein Einsamer in der lebendigen Dorfgemeinschaft.

Sechs Jahrzehnte gingen dahin — man schrieb das Jahr 1933. Da kam ein junger Lehrer in das Dorf, ein Feuerkopf, erfüllt vom Geist der neuen Zeit. Er brachte es fertig, sogar in das Herz des verstocktesten Dörflers eine Bresche zu schlagen. Auch der alte Friedrich spürte: Der ist aus Deinem Holze! So warst Du auch vor 60 Jahren. Häufig sah man die beiden zusammenstehen, den Jungen leidenschaftlich sprechend, den Alten, auf seinen Stock gestützt, aufmerksam zuhörend.

An einem Sommermorgen standen die beiden zwischen weidenden Kühen im taufigen Gras, am Ufer des blitzenden Weserwassers, und die Lippen des Jungen formten zündende Worte über das Wunder der Einigkeit Deutschlands. Unverwandt schauten die Augen des Greises den Jungen an, wie er so dastand, braun gebrannt, im hellen Licht der aufgehenden Sonne, und wie der Morgenwind ihm durch die braunen Haare fuhr, die Wangen gerötet, die Augen strahlend vor Begeisterung.

Plötzlich reckte sich der Alte: „Herr Kantor, Ihr habt mir oft vom neuen Deutschland erzählt, aber so wie jetzt noch nie!" Und dann kam Glanz in seine Augen — so mußten sie in der Jugend geleuchtet haben. Er wurde noch größer. „Hätte es das damals gegeben, als ich jung war, dann hätte ich auch so reden können wie Ihr, und die Jungen, die damals schon auf mich achteten, als wäre ich der Pastor, die hätten weiter auf mich gehört wie auf keinen zweiten im Dorf." Er sank wieder in sich zusammen. „So aber", stieß er hervor, „habe ich einen Menschen erschlagen — mein Gewissen hat mir keinen Augenblick Ruhe gelassen — und ich bin einsam gewesen, 60 Jahre lang — 60 Jahre lang" — —

Acht Tage später wurde der Lehrer in das Haus des alten Mannes gerufen. Als er in die dunkle Kammer trat, schaute aus den rotgewürfelten, schmutzigen Kissen, unter denen die Strohhalme unordentlich herausragten, ein zerfurchtes Gesicht voll langer grauer Bartstoppeln hervor, das der Tod schon gezeichnet hatte. Der Alte streckte seinem jungen Freund die dürre Hand entgegen: „Ich dank Euch dafür, daß Ihr Euch so viel um mich gekümmert — und mir erzählt habt — von Deutschland." Plötzlich wurde sein Blick groß und starr. „Deutschland — über — alles!" flüsterte ein welker Mund. Dann schloß der Alte die Augen für immer ...

Den Sarg geleiteten, nicht nur der Tradition gehorchend, alle Dörfler zum Friedhof.

Sternsendung

Skizze von Ella Luise Rauch

An einem Morgen war Hinrich Klasen zu mir gekommen, ein Geschäft in Ordnung zu bringen, das wir miteinander hatten. Er ist der Schultheiß einer unserer ärmsten Gemeinden, selbst auch ein armer Teufel, dessen kümmerliche Ernte im vergangenen Jahr durch Hagelschlag vernichtet wurde. Er sprach nie viel, aber jetzt war er nahezu stumm. Wohl könnte er sprechen, man sieht's seinem schmalen klugen Kopf mit den tiefliegenden Augen und der feingebauten Stirn darüber an, daß er denkt und daß er starke gerade, oft auch harte Gedanken hat. Immer habe ich ihn nachdenklich anschauen müssen. Wie er so zusammengeduckt dasitzt und wartet, verriegelt stumm, werde ich hinausgerufen, und als ich nach einigen Minuten zurückkomme, hat er sich erhoben und steht in gänzlich veränderter Haltung, aufgereckt straff, an meinem Schreibtisch, hat die Augen hartnäckig auf ein Blatt gerichtet, was da liegt.